

Eberl festgestellt, dass der „Rückfall“ dazu diene, einen Zivilisationsbruch, der dem eigenen Selbst als fremd erscheine, mit dem „Barbareibegriff“ einem fremden und noch nicht überwundenem Anderen zuzuordnen (S. 59).

Bezogen auf die durch Europäer begangenen Menschheitsverbrechen des Kolonialismus und des Holocaust könne weder der Begriff der „Barbarei“ noch „die Vorstellung eines ‚Rückfalls‘“ diese erklären: „Der Skandal besteht nicht im ‚Rückfall‘, sondern vielmehr im *Kontinuum* europäischer Gewalt“ (S. 509, Hervorhebung im Original). Darüber hinaus habe insbesondere die rechtliche Auseinandersetzung mit diesen Verbrechen zu Differenzierungen geführt, von denen die politische Theorie lernen könne. So haben juristische Verfahren zu einer Ausdifferenzierung von „Barbarei“ in „Genozid, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Verbrechen gegen die Würde“ geführt. Hierdurch wurde das „von Philosophen lieber als schillerndes, allumfassendes Konzept gebraucht(e)“ Verständnis von „Barbarei“ genauer definiert (S. 503).

Die 552 Seiten von „Naturzustand und Barbarei“ sind hervorragend geschrieben, Oliver Eberl führt seine Leserinnen und Leser wunderbar auch durch längere Kapitel. Es ist die Genauigkeit der Analyse, durch die das Buch besticht. Zunächst scheinbar zurückhaltend in starken Urteilen, um dann auf solider Substanz eine grundlegende Neuorientierung der politischen Theorie zu fordern, die über das Semantische hinausgeht.

**Jens Jäger: Das vernetzte Kaiserreich. Die Anfänge von Modernisierung und Globalisierung in Deutschland, Stuttgart: Reclam, 2020, 259 S.**

Rezensiert von  
Eckart Conze, Marburg

Über das Kaiserreich wird wieder gestritten. Anders als vor etwa fünf Jahrzehnten geht es in der heutigen Debatte nicht mehr darum, ob Deutschland und die deutsche Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. einen Sonderweg in die Moderne eingeschlagen hätten, durch den sich nicht zuletzt der Aufstieg und die Machtübernahme des Nationalsozialismus erklären lasse. Die Prämissen der Sonderwegsthese, so wenig man ihren heuristischen Wert und ihre forschungsgenerierende Kraft bestreiten kann, haben sich als nicht haltbar erwiesen, vor allem die Vorstellung eines westlichen, insbesondere britischen Normalweges, von dem Deutschland abgewichen sei, aber auch die Idealisierung und Verklärung der Referenzgesellschaften und ihrer Geschichte. Vergleichende ebenso wie verflechtungs- und transfergeschichtliche Untersuchungen haben Gemeinsamkeiten und Unterschiede zutage gefördert, so dass man vom Kaiserreich durchaus als einer „normalen Nation“ sprechen könnte, wenn nicht dieser Begriff in der deutschen Diskussion mit der Absicht verwendet würde, einen kritischen Blick auf den Nationalstaat von 1871 durch Bemühungen zu ersetzen, die Bundesrepublik der Gegenwart in seine Tradition

zu stellen. Jenseits dieser geschichtspolitischen Problematik bezieht sich die aktuelle Kaiserreich-Diskussion in stärker geschichtswissenschaftlicher Perspektive auf die Bewertung jener Dynamiken der Modernisierung, die die deutsche Gesellschaft in der Zeit des Kaiserreichs erfassten und binnen weniger Jahrzehnte transformierten.

Das Buch von Jens Jäger lässt sich als Beitrag zu dieser Debatte lesen. Es betont ganz im Einklang mit der Forschung die Ambivalenzen der Modernisierung, belässt es jedoch nicht bei einem generischen Ambivalenzpostulat, sondern zeigt sie für ganz unterschiedliche Felder der gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozialkulturellen Entwicklung auf. Die analytischen Felder werden bestimmt durch die miteinander verknüpften Thesen von Vernetzung als Grundprozess der Modernisierung einerseits sowie von der Janusköpfigkeit von Modernisierungsprozessen andererseits. Vor diesem Hintergrund versteht und beschreibt der Verfasser die deutsche Geschichte zwischen der Nationalstaatsbildung und dem Ersten Weltkrieg als Zeit einer immer stärkeren Vernetzung der Gesellschaft. Anders als es der Untertitel des Buches erwarten lässt, in dem von Modernisierung und Globalisierung die Rede ist, geht es Jäger indes nicht nur um inter- und transnationale Vernetzung und Verflechtung, die wir gemeinhin mit der häufig als erste Phase der Globalisierung bezeichneten Zeit vor dem Ersten Weltkrieg assoziieren, sondern um Vernetzung als einen nach innen wie außen gleichermaßen wirksamen gesellschaftlichen Basisprozess. Ja nicht einmal die Unterscheidung von Innen und Außen macht sich der Autor letztlich zu eigen und kriti-

siert damit zu Recht jenes Container-Modell von Nationalstaatlichkeit, das noch allzu oft in Untersuchungen einfließt, obwohl die Vorstellung vom Nationalstaat als Container nicht einmal für die Hochphase westlich-europäischer Nationalstaatlichkeit im späten 19., frühen 20. Jh. angemessen ist. Vielmehr macht das Buch an einer Reihe von Entwicklungen deutlich, wie die zunehmenden Vernetzungen auf subnationaler, nationaler, inter- und transnationaler Ebene ineinandergriffen und sich wechselseitig beeinflussten. Eigene Kapitel widmen sich in diesem Zusammenhang der sich intensivierenden nationalen und internationalen Polizeikooperation sowie der Inter- und Transnationalität der Frauenbewegung(en).

Die fundamentalen Prozesse der Nationsbildung (politisch, ökonomisch, kulturell) begreift der Autor im Kern als Vernetzungsprozesse, ja er sieht Vernetzung als strukturelle Voraussetzung für diese Nationsbildung und ihren Erfolg, durch den im Laufe weniger Jahrzehnte aus Bayern, Sachsen, Württembergern und Preußen Deutsche wurden. Zugleich freilich schuf diese Nationsbildung Grundlagen für eine Vernetzung über die politischen Grenzen des neuen Nationalstaats hinaus. Gerade die revolutionäre Veränderung der Verkehrs- und Kommunikationssysteme überwand immer stärker den nationalen Raum und seine Grenzen. Verkehr und Kommunikation verdichteten den nationalen Raum, hatten nationalisierende Wirkung, trugen aber zugleich zur Inter- und Transnationalisierung bei. Der wachsenden Bedeutung von Nation und Nationalstaat als Primärreferenz politischer Orientierung und kultureller Identifikation widersprach das nicht, aber es

entstanden Spannungen zwischen den Dynamiken von Nationalisierung und Transnationalisierung (wenn man nicht gleich von Entnationalisierung sprechen möchte), die sowohl innergesellschaftlich als auch international wirksam wurden. Der Verfasser folgt vor diesem Hintergrund keinem Phasenmodell von Globalisierung und Deglobalisierung, sondern betont die Gleichzeitigkeit. Damit kann er auch die von Jürgen Osterhammel beschriebene „Verwandlung der Welt“ oder Christopher Baylys „Geburt der modernen Welt“ korrelieren mit den Dynamiken der Modernisierung in Deutschland (von der lokalen bis zur nationalen Ebene), die freilich nicht einfach als Teilprozess globaler Entwicklungen gedeutet, sondern in ein komplexeres Verhältnis gestellt werden.

Dem nicht normativen Modernisierungsbegriff, der Jägers Darstellung zugrunde liegt, entspricht sein nicht normatives Verständnis von Vernetzung, die sich nicht in progressiv-emanzipatorischen Potentialen erschöpft, sondern von Anfang an auch politisch radikale, antidemokratische oder illiberale Haltungen fördern kann. Das ist in Arbeiten über die Internationale der Rassisten ebenso behandelt worden wie hinsichtlich des Kolonialismus und der Etablierung nicht nur deutscher, sondern europäischer Kolonialherrschaft, in der Vernetzung und Repression Hand in Hand gingen. Und auch auf die innergesellschaftlichen Rückwirkungen zunehmender internationaler, ja globaler Vernetzung richtet der Verfasser seinen Blick, beispielsweise in seiner Auseinandersetzung mit der deutschen Heimat- und Heimatschutzbewegung, die einerseits als kompensatorisches Widerlager von Nationalisierung und Internationalisierung

gedeutet wird, als Versuch, im beschleunigten Wandel Halt und Sicherheit zu schaffen, die aber andererseits als Akteur einer national wie international vernetzten Welt verstanden wird, deren Realität und Wirkmächtigkeit man sich immer weniger entziehen konnte. Vernetzung erzeugte und erhöhte Komplexität und schuf zugleich Möglichkeiten, mit der wachsenden Komplexität moderner beziehungsweise sich rasant modernisierender Gesellschaften umzugehen. Auch darin liegt ihre Ambivalenz.

Unbeantwortet bleibt die Frage nach dem Ort des Ersten Weltkriegs in den und für die Entwicklungen, denen das Buch sich widmet. Es teilt diesbezüglich ein Grundproblem vieler Studien zum Kaiserreich. Was bedeutete der Krieg – auf unterschiedlichen Ebenen – für die Vernetzung und damit, der Thesenbildung des Autors folgend, für die Modernisierung? Welche Wirkungen hatte der Krieg auf die Dynamiken der Vernetzung? Starke Nationalisierungsschübe überall in Europa und gekappte internationale Verbindungen markieren nur eine Wirkungsdimension. Das bleibt undiskutiert in dem Buch, das die Zeit zwischen 1871 und 1914 als Epoche begreift und damit den Weltkrieg ausklammert. Dieser jedoch, so könnte man argumentieren, ließ die Grundstrukturen und Grundcharakteristika des Kaiserreichs, gerade auch in ihrer Janusköpfigkeit, deutlicher als je zuvor zutage treten. Das würde dann zwingend auch eine stärker vergleichende Perspektive erfordern, die das kompakte Buch allenfalls andeutet, ohne sie systematisch zu verfolgen. Vernetzung, ja ein regelrechter Vernetzungsschub, vor allem in Verkehr und Kommunikation, stellte fraglos eine

europäisch-westliche Grundgemeinsamkeit im behandelten Zeitraum dar. Wie sie sich indes ausformte, wie sie wahrgenommen wurde und wirkte, das war auch national bestimmt, zumindest aber beeinflusst. Daran ließe sich nicht zuletzt auf der Basis von Jägers Buch anknüpfen in einer Forschung, die weder dem Paradigma des Sonderwegs noch dem der Normalität das Wort redet.

**Christoph Lorke: Liebe Verwalten. „Ausländerehen“ in Deutschland, 1870–1945 (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 37), Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2020, 689 S.**

Rezensiert von  
Laura Frey, Basel

Christoph Lorke untersucht in der Publikation seiner 2018/2019 eingereichten Habilitationsschrift „Liebe verwalten. Ausländerehen in Deutschland, 1870–1945“ (erfolgte und verhinderte) grenzüberschreitende Eheschließungen. Das Aufkommen und die Perzeption von sowie der institutionelle Umgang mit so genannten „Ausländerehen“ wurde für das Deutsche Reich bislang nicht in einer Langzeitperspektive vom Kaiserreich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs untersucht. Die fast 700 Seiten umfassende Monografie stellt somit ein Grundlagenwerk zur Geschichte so genannter binationaler Ehen in Deutschland dar.

Lorke untersucht in seiner Arbeit das Standesamt als einen „nationalen und kulturellen Grenzraum“, in dem die Grenze dessen, was gesellschaftlich als „fremd“ wahrgenommen wird, ausgehandelt wurde. Standesbeamte werden in Lorkes Lesart zu „Intimtechnokraten“, die als Vermittler zwischen Behörden und Bevölkerung fungieren (S. 25). Dahinter steht die Annahme, wie sie unter anderem von Nancy Cott formuliert wurde, dass die Ehe aufgrund ihres direkten Einflusses auf die Reproduktion und Zusammensetzung der Bevölkerung eine wichtige Funktion für den modernen Staat habe.[1] Dass in diesem Zusammenhang auch die Verhinderung von bestimmten, insbesondere aufgrund rassifizierter Vorstellungen als „unerwünscht“ geltenden Eheschließungen eine Rolle spielt, ist nicht neu. Mit einer Untersuchung wie sie Lorke in kommunalen und regionalen Archiven deutschlandweit vorgenommen hat, um anhand verschiedener, vor allem bisher unbekannter Paarkonstellationen zu analysieren, wie die Grenzen im Rahmen des Standesamts verhandelt und in der Praxis umgesetzt wurden, schließt er jedoch eine für den deutschen Kontext lang bestehende Forschungslücke. Lorke leistet damit einen wichtigen Beitrag zur historischen Forschung von Ehe und Familie sowie der Geschlechter- und Migrationsgeschichte und knüpft an historische Forschung zu *intermarriages* in Europa an, wie sie unter anderem in den letzten Jahren von Betty de Hart, Julia Moses und Julia Woesthoff durchgeführt wurde.[2]

Christoph Lorke analysiert grenzüberschreitende Eheschließungen anhand dreier Ebenen, die die chronologischen Abschnitte der Monografie – Deutsches